



Es gibt Momente, da wirkt die Welt plötzlich größer.

Nicht, weil sich etwas hinzufügt – sondern weil sich etwas zurückzieht. Auf der Île de Ré geschieht genau das, wenn das Meer weicht und den Blick freigibt auf einen verborgenen Kosmos aus Sand, Schlick und schimmernden Steinen. Dann beginnt ein Schauspiel, das leise daherkommt und doch voller Leben steckt.

Und mittendrin: Menschen.

Mit Gummistiefeln, Eimern, manchmal mit krummen Rücken und neugierigen Blicken. Sie gehen nicht spazieren. Sie suchen.

Oder besser gesagt – sie spüren auf.

Denn die Fischerei zu Fuß, wie sie hier gelebt wird, gleicht weniger einer Tätigkeit als einer Haltung. Eine Mischung aus Geduld, Erfahrung und diesem ganz eigenen Gespür für die kleinen Zeichen im Boden. Wer einmal dabei war, weiß: Hier unten, zwischen den freigelegten Riffen, spricht die Erde – man muss nur lernen, zuzuhören.

Ein leichtes Zittern im Sand.
Ein winziges Loch.
Eine Spur, die kaum jemand sieht.

Und plötzlich: eine Muschel.

Oder zwei.

Oder ein ganzer Schatz.

Der Rhythmus des Lebens an der Küste folgt hier keinem Kalender aus Papier. Er richtet sich nach dem Mond, nach der Gravitation, nach uralten Kräften, die niemand beeinflusst. Steigt der Gezeitenkoeffizient, zieht sich das Wasser weiter zurück als sonst – und legt Flächen frei, die sonst verborgen bleiben.

Das ist der Moment, auf den viele warten.

Tage vorher wird geplant, diskutiert, gerechnet. „Wann ist Niedrigwasser?“ – eine Frage, die



hier mehr Bedeutung trägt als jede Terminabsprache im Alltag. Und wenn es dann so weit ist, zieht es die Menschen hinaus.

Fast wie ein stiller Ruf.

Man trifft sie überall.

Familien mit Kindern, die begeistert im Sand graben. Alteingesessene Inselbewohner, deren Bewegungen so routiniert wirken, als gehörten sie selbst zum Rhythmus der Gezeiten. Und dazwischen neugierige Besucher, die sich vorsichtig herantasten – manchmal etwas unbeholfen, aber mit leuchtenden Augen.

Ist es nicht genau das, wonach sich viele sehnen?
Ein Moment, in dem Zeit keine Rolle spielt?

Die Fischerei zu Fuß hat auf der Île de Ré eine Geschichte, die tief verwurzelt ist. Sie gehört zum Alltag, zur Identität, fast zur DNA der Insel. Wissen wird hier nicht in Büchern gesammelt, sondern weitergegeben – von Hand zu Hand, von Generation zu Generation.

„Hier musst du graben“, sagt der Großvater und zeigt auf eine Stelle, die für andere vollkommen unscheinbar wirkt.

„Nicht zu tief.“

„Und hör auf das Geräusch.“

Ein leises Knacken, wenn die Schale nachgibt.

Das sind Lektionen, die kein Lehrplan vorsieht.

Und genau darin liegt ihr Wert.

Wenn die großen Gezeiten zurückkehren, verändert sich die Insel.

Plötzlich öffnen sich Räume. Die Küste wirkt weiter, freier, fast grenzenlos. Bereiche, die



sonst unter Wasser liegen, laden zur Erkundung ein – wie eine verborgene Landschaft, die nur für kurze Zeit existiert.

Ein flüchtiges Reich.

Und genau das macht seinen Zauber aus.

Denn alles, was man hier erlebt, trägt ein leises Versprechen in sich: Es wird nicht bleiben. Bald kommt das Meer zurück und holt sich alles wieder.

Vielleicht liegt darin der Reiz.

Vielleicht sogar ein bisschen Magie.

Doch bei aller Romantik – ganz ohne Regeln läuft es längst nicht mehr.

Die Zeiten, in denen jeder einfach nahm, was er fand, gehören der Vergangenheit an. Heute stehen Schutz und Nachhaltigkeit im Fokus. Und das spürt man.

Bestimmte Zonen sind gesperrt. Andere dürfen nur eingeschränkt genutzt werden. Es gibt Mindestgrößen, Höchstmengen, klare Vorgaben. Wer sich nicht daran hält, riskiert Strafen – und mehr noch: den Verlust eines empfindlichen Gleichgewichts.

Denn das Ökosystem reagiert sensibel.

Zu viele Sammler, zu wenig Rücksicht – und das fragile Zusammenspiel gerät ins Wanken.

Das wissen die meisten.

Und viele handeln entsprechend.

Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – bleibt die Fischerei zu Fuß lebendig. Sie hat sich angepasst, verändert, weiterentwickelt. Tradition bedeutet hier nicht Stillstand, sondern Bewegung.

Ein bisschen wie das Meer selbst.



Und dann ist da noch die Sache mit der Sicherheit.

So harmlos die freigelegte Küste wirken mag – sie täuscht.

Die Flut kommt zurück. Schnell. Unerbittlich. Und manchmal schneller, als man denkt. Jedes Jahr geraten Menschen in Gefahr, weil sie die Dynamik unterschätzen oder die Zeit aus den Augen verlieren.

Ein Schritt zu weit hinaus.
Ein Moment der Unachtsamkeit.
Und plötzlich wird aus einem Ausflug ein Risiko.

Die Einheimischen wissen das.

Sie schauen öfter zum Horizont.
Behalten die Uhr im Blick.
Und gehen selten allein.

Das klingt simpel, fast banal – und doch entscheidet es über Sicherheit.

Interessant ist, wie sehr genau diese Mischung aus Freiheit und Risiko den Reiz verstärkt. Wer hinausgeht, spürt sofort: Hier draußen gelten andere Regeln. Keine Zäune, keine klaren Wege, keine Garantie.

Nur Natur.

Ungefiltert.

Und genau das zieht an.

Mit dem wachsenden Tourismus steigt auch der Druck auf diese fragile Welt. Immer mehr Menschen entdecken die großen Gezeiten für sich – angelockt von Bildern, Geschichten, Empfehlungen. Die Idee, selbst Muscheln zu sammeln, klingt verlockend.

Ein bisschen Abenteuer.



Ein bisschen Ursprünglichkeit.

Doch wo viele kommen, hinterlassen viele auch Spuren.

Manche graben zu tief. Andere nehmen zu viel. Wieder andere achten nicht darauf, wie empfindlich der Lebensraum unter ihren Füßen ist. Das bleibt nicht ohne Folgen.

Deshalb setzen Initiativen verstärkt auf Aufklärung.

Nicht belehrend, sondern erklärend.

Warum eine Muschel zu klein ist.

Warum ein Bereich tabu bleibt.

Warum weniger manchmal mehr bedeutet.

Es geht um Respekt.

Und um ein Bewusstsein, das wächst.

Denn am Ende steht eine einfache Frage:

Wie nutzt man einen Ort, ohne ihn zu zerstören?

Eine Frage, die weit über die Île de Ré hinausreicht.

Die Antwort liegt vielleicht genau hier – zwischen Ebbe und Flut. In diesem ständigen Wechsel, der nichts festhält und doch alles prägt. Wer sich darauf einlässt, erkennt schnell: Die Natur gibt viel, aber sie fordert auch Aufmerksamkeit.

Und ein bisschen Demut.

Es sind diese kleinen Momente, die bleiben.

Das kalte Wasser, das langsam zurückkehrt und die Füße umspült.

Das Gewicht des Eimers in der Hand.



Das zufriedene Lächeln nach einem gelungenen Fund.

Oder einfach das Gefühl, Teil von etwas Größerem zu sein.

Nicht als Besitzer.
Sondern als Gast.

Und wenn das Meer schließlich zurückkommt, verschwindet alles wieder.

Die Spuren im Sand.
Die Löcher, die gegraben wurden.
Die Wege, die man gegangen ist.

Zurück bleibt eine glatte Fläche.

Fast so, als wäre nichts geschehen.

Und doch weiß jeder, der dabei war: Da war etwas.

Ein Moment, der sich nicht festhalten lässt – nur erinnern.

Vielleicht liegt genau darin der Zauber dieser alten Praxis. Sie zwingt niemanden, sie lockt nicht laut. Sie wartet einfach – geduldig, ruhig, verlässlich.

Bis die nächste große Gezeit kommt.

Und mit ihr die Menschen.

Und mal ehrlich – wer könnte diesem Ruf widerstehen?

Ein Artikel von M. Legrand